



KATARINA WENNSTAM

TOTE FRAUEN VERZEIHEN NICHT

HISTORISCHER KRIMINALROMAN

*Aus dem Schwedischen
von Marie-Sophie Kasten*



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel *Döda Kvinnor Förlätor Inte* bei Bookmark Förlag, Stockholm.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten
Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

© 2023 der Originalausgabe by Katarina Wennstam
© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Published by arrangement with Albatros Agency, Sweden

Redaktion: Sabine Thiele

Karte: Pär Lindström

Umschlaggestaltung: Favoritbuero

Umschlagabbildungen: © Natasza Fiedorjew/Trevillion Images;

© Mark Owen/Trevillion Images

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-328-60510-2

www.penguin-verlag.de

Für Emil und Moa

M ä l a r s e





Teil 1

STRAFGESETZBUCH 1864

14. Kap. Mord, Totschlag und andere Körperverletzungen

§ 26 Eine Frau, die sich in der Absicht, ihre Leibesfrucht zu töten oder abzustößen, eines innerlich oder äußerlich angewandten Mittels bedient, um ein solches Werk zu vollbringen, wird, wenn die Leibesfrucht tot oder nicht voll ausgereift zur Welt kommt, zu Zwangsarbeit von zwei bis sechs Jahren, in anderen Fällen zu ebensolcher Arbeit oder einer Haftstrafe bis zu sechs Monaten verurteilt.

Silvester 1895

Der Tod war in der Hauptstadt immer zugegen, ein berüchtigter, unwillkommener Gast. Kinder wurden geboren, aus allen Teilen des Landes strömten die Menschen herbei, auf der Suche nach Arbeit, Glück, einer Zukunft. Die Bevölkerung wuchs mehr denn je, innerhalb von fünfzig Jahren hatte sich die Zahl der Stockholmer verdreifacht. Doch überall lauerte der Tod. Die Leichenhäuser waren voll, ständig fanden Beerdigungen statt.

Auf der Entbindungsstation in der Wollmar Yxkullsgatan rann das Leben aus einer Frau, die soeben ihr achtes Kind zur Welt gebracht hatte. Der Mutterkuchen glitt mit einem blutigen Sturzbach aus ihr heraus. Die Frau murmelte ein paar Worte, vielleicht den Namen des Säuglings, den sie niemals kennenlernen würde, bevor sie das Bewusstsein verlor. Acht Kinder ohne Mutter waren keine Seltenheit in der Stadt. Die Krankenschwester, die den blutigen Boden schrubben musste, weinte wegen dieser Entsetzlichkeit, während eine andere sie verbittert rügte. Wenn sie jedem verlorenen Leben nachweinen wolle, täte sie bald nichts anderes mehr.

Ein paar junge Burschen, fast noch Kinder, sprangen auf dem Riddarfjärden von Eisscholle zu Eisscholle. Das Risiko war Teil des Spiels, sie fühlten sich voller Leben, wenn sie von einer wippenden, rutschigen Scholle zur nächsten flogen, wenn sie kurz davor

waren, das Gleichgewicht zu verlieren, und das eiskalte Wasser an Füßen und Waden spürten. Doch plötzlich schätzte einer von ihnen den Abstand falsch ein und fiel zwischen die Schollen. Gerade noch im jugendlichen Rausch, dann war er verschwunden. Das strömende Wasser ergriff sofort den mageren und durch Hunger geschwächten Körper, zog ihn unter das Eis und erstickte seinen erstaunten Ausruf. Nur noch die weinenden, schreienden Freunde waren zu hören.

Im Dohlströmska Armenhaus in der Glasbruksgatan starben die armen Teufel in solchen Mengen, dass keiner außer dem Vorsteher sie noch zählte. An diesem letzten Tag des Jahres trug er wieder einen als verstorben in die Liste der Arbeitsanstalt ein. Als Todesursache gab er nur Fieber an. Eine Frau von neunundzwanzig Jahren tat in dem Moment ihren letzten Atemzug, in dem sich andere Stockholmer zur traditionellen Neujahrsgrütze an den Tisch setzten. Hinter dem Namen der Frau vermerkte man im Totenbuch Lungenentzündung. Ihr Leichnam wurde in keine Beisetzungskapelle, sondern zur Sezierung und rassenbiologischen Forschung ins Karolinska Institut gebracht.

Während sich der Tag dem Ende zuneigte, wurde ein siebenjähriger Junge zu Tode gequetscht, als er seinem Vater half, die Box ihres Pferdes auszumisten. Als sein Brustkorb zerbrach, klang es, als trete man auf einen Haufen trockener Äste. Der verzweifelte Schrei seiner Mutter war in der gesamten Nachbarschaft zu hören; es war das vierte Kind, das sie verlor, und bald würde sie wohl auch der Verstand verlassen.

Memento mori stand in eisernen Lettern über Friedhofsportalen und in die Grabsteine gemeißelt. Gedenke deiner Sterblichkeit. Als würden die Menschen in der dreckigen, engen, wachsenden Stadt dies jemals vergessen. Der Tod war allgegenwärtig. In Stock-

holm starben mehr Menschen als geboren wurden, und dennoch wuchs die Stadt Tag für Tag, Jahr um Jahr. Denn trotz Seuchen, Kindsbettfieber und Unfällen, trotz Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und Kindersterblichkeit ging das Leben Seite an Seite mit dem Tod weiter. Zu Tausenden strömten die Menschen in die Stadt. Sie kamen mit Zug oder Boot, wurden auf den holprigen Landstraßen von Heuwägen und Droschken mitgenommen oder gingen zu Fuß, ihren Besitz auf dem Rücken. Junge Männer auf der Suche nach Arbeit, die in der Hoffnung auf ein anderes Leben ihre Heimat verließen.

Aber auch die Zahl an jungen Frauen stieg. Gerade einmal der Kindheit entwachsen, kamen sie in die Hauptstadt mit einem Traum: ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Geld zu verdienen. Ein Stück von der Unabhängigkeit und Freiheit zu erlangen, die Männer schon immer gehabt hatten.

Jeder Zehnte in Stockholm arbeitete als Bediensteter, darunter vor allem junge Frauen, die in Privathäusern als Dienstmädchen oder Haushälterinnen tätig waren. Eine gewöhnliche Arbeitswoche umfasste über achtzig Stunden. Es war ein Leben fast ohne Rechte, aber zugleich mit neuen, verlockenden Möglichkeiten. Für viele war es der Beginn eines neuen, besseren Lebens, für andere endete es schlecht. Sehr schlecht. Aber mit dem gleichen jugendlichen Eifer und dem Gefühl der Unsterblichkeit dachten alle wie der junge Mann, der zwischen die Eisschollen fiel, dass dies natürlich nicht für sie gelte.

Olga

Die Winternacht war beißend kalt und schwarz wie Samt. Stockholm war in eine pudrig weiße Decke gehüllt, die jedes Geräusch dämpfte, und heute Nacht sollte noch mehr Schnee fallen. Als sich die Droschke der Witwe Olga Laurell der Insel Djurgården näherte, war nur das Schnauben der Pferde und ab und an das Klatschen der Peitsche zu hören. Sie überquerten die Djurgårdsbron und sahen das im Bau befindliche Nordiska Museet in den dunklen Himmel ragen. Ein Turm nahm allmählich Gestalt an, wodurch das imponierende Gebäude immer mehr einem Märchenschloss glich. Das Dach sah aus wie mit Puderzucker bestäubt. Im Schneetreiben konnte man weitere Baugerüste in dem angrenzenden Park Lejonslätten erahnen, wo in einem guten Jahr die große Kunst- und Industrieausstellung stattfinden sollte.

Viele Menschen spazierten im schwachen Licht der Gaslaternen den Djurgårdsvägen entlang in dieselbe Richtung, Paare, die Arm in Arm gingen, aber auch Familien mit Kindern, die ihre Schlitten über die verschneite Straße zogen. Olga Laurell wischte mit der Hand über das beschlagene Fenster ihrer Pferdekutsche, um besser sehen zu können. Sie beobachtete ein Mädchen, dessen Schnürstiefel bis zu den Knien reichten und das mit wippendem Rock an der Hand seines Vaters ging. Lange, dünne Zöpfe fielen ihr über

den Rücken, und ihr Gesicht strahlte. Der Anblick des glücklichen Mädchens versetzte Olga Laurell einen Stich, weshalb sie rasch die Tür zu all den schmerzhaften Erinnerungen schloss.

Das Klingeln von Schellen riss sie aus ihren Gedanken. Ein großer, stattlicher Landauer rattete an der Droschke vorbei, in der die Witwe mit ihrem Sohn Oscar saß. Der Vierspänner fuhr so schnell, dass er den Schnee aufwirbelte.

Der Eingang zum Freilichtmuseum Skansen war mit Fackeln und Kerzen gesäumt. Die Flammen loderten in den Nachhimmel empor und erleuchteten die Gesichter der vielen Menschen vor dem Tor. Vom Dach des Eingangs aus starrten zwei Drachenköpfe auf die Frauen aus Dalarna hinab, die in farbenfrohen Trachten die Besucher willkommen hießen. In der Zeitung war angekündigt worden, dass der Aussichtsturm Bredablick an diesem Abend beleuchtet werden sollte, und das Interesse daran, was das viel gerühmte elektrische Licht in der schwedischen Winternacht zuwege bringen konnte, war so groß, dass sich eine lange Schlange vor Skansen gebildet hatte.

Oscar Laurell bemerkte Olgas unruhigen, zögernden Blick angesichts der Menschenmenge.

»Mutter, vielleicht möchtest du hier warten, während ich die Eintrittskarten besorge«, schlug er vor.

Olga richtete ihren Hut und ließ den schwarzen Schleier vors Gesicht fallen.

»Wir müssen uns doch hoffentlich nicht anstellen und herum-schubsen lassen«, murmelte sie missmutig.

»Ich werde sehen, was sich machen lässt«, sagte Oscar und stieg aus der Kutsche. Eiskalte Luft und stiebender Schnee drangen in den warmen Wagen, und Olga Laurell steckte die Hände in den Muff aus Kaninchenpelz. Auf dem Boden stand ein Krug mit

glühender Kohle, damit sie während der Fahrt nicht zu frieren brauchten. Die Witwe beobachtete die Menschenmenge, während immer mehr Besucher in Pferdekutschen eintrafen. Es waren Mitglieder der Stockholmer Gesellschaft, junge und alte, Frauen mit pelzbesetzten Pelerinen über ihren eleganten Festtagskleidern und Männer in langen Pelzmänteln. Menschen, die es sich leisten konnten, fünfzig Öre für das Museum zu bezahlen, das vor etwas mehr als vier Jahren seine Tore geöffnet hatte und schon eines der beliebtesten Ausflugsziele der besser situierten Bevölkerung geworden war.

Kurze Zeit später kam Oscar zurück und begleitete seine Mutter hinein. Sie murmelte wieder unzufrieden etwas vor sich hin, als er ihr seinen Arm bot, um sie den Hügel hinauf zum Bollnäs-haus und weiter zum Renberg zu führen. Dort würden die Neu-jahrsfeierlichkeiten stattfinden, und bald sollte das Musikkorps der Flotte mit Fackeln aufmarschieren.

»Wie spät ist es?«, wollte Olga wissen, und Oscar suchte in seinem ordentlich geknöpften Mantel nach der goldenen Uhr, in die der Name seines Vaters eingraviert war und die er im März geerbt hatte, als Polizeioberrat Gabriel Laurell das Zeitliche gesegnet hatte.

»Kurz vor elf. Wenn du ein wenig schneller gehst, schaffen wir es rechtzeitig.«

»Wie du selbst siehst, ist es eisig und glatt, es dauert also, so-lange es dauert«, erwiderte sie schroff und trippelte mit kleinen Schritten neben ihm her.

Oscar wusste, wann es das Beste war, seiner Mutter das letzte Wort zu lassen. Doch er hatte sehr wohl den Eindruck, dass sie demonstrativ langsam ging.

Da sahen sie ihn, den erleuchteten Turm Bredablick. Es war ein

prachtvoller Anblick, fast übernatürlich. Der rote Backstein schien im Licht der auf dem Boden aufgestellten Scheinwerfer zu brennen, die Bogenfenster glitzerten wie Edelsteine in der Nacht.

Oscar Laurell hatte aus der Kutsche ein Schafsfell mitgenommen, das er über dem Arm trug. Vor dem Bollnäs- haus standen viele Leute, überall brannten Fackeln und Kerzen. Er entdeckte einen freien Platz auf einer Bank neben dem roten Holzhaus und breitete rasch das Fell darauf aus, bevor jemand anders kam. Dann streckte er Olga eine Hand entgegen, die ihre Röcke raffte, um sich setzen zu können. Steif wie eine Puppe saß sie da in ihrem eng geschnürten Korsett und dem Kleid mit den weiten Ärmeln und den vielen Röcken.

Der bestickte Trauerflor bedeckte den größten Teil ihres Gesichts, nur ihr Mund mit den zusammengepressten Lippen und die angespannten Kiefer waren zu sehen.

Olga fragte sich für einen Moment, ob es eine dumme Idee gewesen war, hierherzukommen. Den Herbst über hatte sie kaum das Haus verlassen, aber Oscar hatte ihr unbedingt ein unvergessliches Silvester beschern wollen. Einen Neuanfang, eine Gelegenheit, das kummervolle Jahr 1895 hinter sich zu lassen und nach vorne zu blicken. Olga hielt diese Hoffnung für vergeblich, sie würde kaum ihr Trauerkleid ablegen, nur weil ein neues Jahr begann.

Wenn sie es denn jemals tun würde.

Mit ihrer behandschuhten Hand hielt sie den Trauerflor fest, um ihn am Hochwehen zu hindern, wobei ihr ein missmutiger Seufzer entfuhr. Was sollte sie hier überhaupt?

In dem Moment legte jemand eine Hand auf Oscar Laurells Arm. Er drehte den Kopf. Neben ihm stand ein Paar, das dampfende Tassen mit Glögg in den Händen hielt. Die Frau trug einen

kunstvoll mit einem Federbusch verzierten Hut sowie ein Cape mit Pelzbesatz und einem hohen, eng sitzenden Kragen, der ihren Hals vor der Kälte schützte. Hinter ihr stand ihre Begleitung, ein rotgesichtiger Mann in einem Wolfspelz. Er kaute an einem letzten Rest Schinkenbrot, in seinem Bart klebte Senf.

»Direktor Bülow, Frau Bülow«, grüßte Oscar höflich und verneigte sich. »Darf ich den Herrschaften noch frohe Weihnachten und ein gutes neues Jahr wünschen.«

Olga blieb sitzen, streckte aber ihre Hand zur Begrüßung aus.

»Wie nett, Witwe Laurell wieder unter Menschen zu sehen«, sagte Frau Bülow und neigte leicht den Kopf. »Mein aufrichtiges Beileid zu Ihrem Verlust. Ich hoffe, unser Kondolenzschreiben hat Sie in dieser schweren Stunde erreicht. Wie furchtbar dieses Jahr für Sie gewesen sein muss.«

»Polizeioberst Laurell hat eine große Lücke hinterlassen«, ergänzte ihr Mann und fuhr sich mit zwei Fingern über den Schnurrbart. Er schwankte ein wenig, wahrscheinlich hatte er es sich in den letzten Stunden des Jahres ein wenig zu gut gehen lassen, und lächelte unpassend. Seine Frau starrte ihn verärgert an, woraufhin er eine mitfühlendere Miene aufsetzte.

»Dass die Masern einen so großen, starken Mann wie Gabriel hinwegraffen konnten ...« Er schüttelte den Kopf, um das Traurige, ja, Unerhörte, zu unterstreichen.

Oscar nickte nur, schien unsicher, was er sagen sollte. Auch Olga schwieg, und aufgrund des Schleiers war es für die anderen nicht möglich, ihre Miene zu deuten. Sie schien die leichte Missstimmung jedenfalls nicht auflockern zu wollen. Da entdeckte Frau Bülow andere Bekannte und hob fröhlich die Hand zum Gruß. Die Erleichterung, sich verabschieden zu können, war ihr deutlich anzusehen.

»Ach, sehen Sie nur«, sagte Frau Bülow. »Da kommen Direktor Gradwall und seine Gattin. Wenn uns Witwe Laurell und Wachtmeister Laurell entschuldigen wollen, wir hatten versprochen, sie zum Renberg zu begleiten. Also, gutes neues Jahr.«

Oscar ließ sich neben seiner Mutter nieder und schaute sie verstohlen an. Beide schwiegen, unsicher, ob der andere die unfeine Bemerkung verstanden hatte, die der Direktor seiner Frau beim Weggehen zugeflüstert hatte. Olga hatte jedenfalls deutlich gehört, was dieser Trunkenbold gesagt hatte.

»Masern. Als würde das irgendjemand glauben.«

Olga blickte starr geradeaus, mit derselben aufrechten Haltung wie schon ihr ganzes Leben lang. Dann sah sie verstohlen zu ihrem Sohn, bemerkte seine angespannten Kiefermuskeln. Er hatte es gehört, und sie wusste, dass in der ganzen Stadt das Gerücht ihrer Schande kursierte.

Das Musikkorps der Flotte näherte sich zu den ausgelassenen Klängen des Regina-Marsches, und immer mehr Menschen gesellten sich zu den Musikanten und den jungen Frauen aus Dalarna mit ihren fröhlichen Gesichtern, die in ihren farbenfrohen Trachten wie Blumen leuchteten. Sie trugen gestreifte Schürzen, bestickte Tücher und Westen in hellen Farben, und viele Männer drehten die Köpfe, als die Dalekarlierinnen feierlich vorübergingen.

Olga Laurell seufzte, als Oscar ihr vorschlug, es den anderen Gästen gleichzutun und ein paar Schritte zu gehen.

»Ist das wirklich nötig?«, fragte sie gereizt. Am liebsten würde sie einfach wieder nach Hause fahren.

»Liebe Mutter, lass uns versuchen, das Beste aus dem Silvesterabend zu machen. Gleich können wir dem gottverlassenen Jahr 1895 Lebewohl sagen«, forderte er sie mit gespielter Munterkeit auf

und machte einen lustigen Tanzschritt zum Takt eines Bellman-Liedes, das von einigen neujahrstrunkenen Gästen gesungen wurde, die Arm in Arm an ihnen vorüberzogen.

»Lasst es klingen, Freunde, Glas an Glas!«

Begleitet von fröhlichen Rufen, guten Wünschen und der Blasmusik des Korps, erreichten sie die offene Wiese des Renberges, die sich verschneit vor ihnen erstreckte. Weiter hinter war der Glockenturm Håsjöstapel zu sehen, wo in Kürze das alte Jahr ausgeläutet werden würde. Die Menschenmenge summt und vibrierte erwartungsvoll, jemand stimmte ein Trinklied an, wurde aber sogleich wieder zum Schweigen gebracht. Die meisten standen still da und warteten, ergriffen von der Kraft der Gemeinschaft und dem Ernst des Augenblicks. Bald begann ein neues Jahr, und niemand wusste so recht, was die Zukunft diesem kalten Land im Norden bringen würde. Noch vier Jahre waren es bis zu einem neuen Jahrhundert, und der Begriff *Fin de Siècle* hatte sich inzwischen etabliert, wenn die Zeitungen diese besondere Mischung aus Melancholie und Dekadenz, Angst und Nationalromantik beschreiben wollten, die bei der Bevölkerung so starke und teilweise pessimistische Gefühle hervorrief.

Oscar legte eine Hand auf den Arm seiner Mutter.

»Frierst du?«

»Es geht schon«, sagte sie steif.

Um sie herum riefen und prosteten Menschen einander zu. Olga verfluchte die Idee ihres Sohnes, sie war noch lange nicht bereit, unter Leute zu gehen. Werde ich es jemals wieder sein?, fragte sie sich, versuchte aber sofort, diesen traurigen Gedanken zu verdrängen. Sie musste daran glauben, dass ihr Leben noch nicht vorbei war.

Allerdings waren ihr die Blicke nicht entgangen. Oscar hatte das

Familienoberhaupt gespielt, Bekannten und alten Kollegen seines Vaters zugenickt und den Hut gelüftet, Beileidsbekundungen und freundliche Worte entgegengenommen. Olga hatte jedes Mal die Hand an den Trauerflor gehoben, um sich zu vergewissern, dass er wirklich ihr Gesicht bedeckte, einen Dank gemurmelt, aber sonst nicht viel gesagt. Und ihr geliebter Oscar hatte sich schützend zwischen sie und die sensationslüsternen Blicke gestellt.

Denn sie hatten beide gesehen, wie Frauen die Köpfe zusammensteckten und sich im Vorbeigehen etwas zuflüsterten, ja, wie manche Damen sogar spöttisch lächelten. Dass sie es wagten, dachte Olga, wusste aber zugleich, dass genau das auch über sie getuschelt wurde. Dass Witwe Laurell es sich herausnahm, hierherzukommen. Dass sie sich nicht schämte!

Wir sind Aussätzige geworden, dachte sie traurig, setzte aber schnell ein Lächeln auf, als ihr Sohn ihr wieder einen besorgten Blick zuwarf.

»Jetzt kommt gleich Nikolaus Bergendahl!«, sagte er aufmunternd. Alle Welt war ganz begeistert von dem beliebten Unterhalter, auch Olga hatte ihn zusammen mit Gabriel schon erlebt, und Oscar dachte wohl, dass dies ihre Stimmung heben könnte.

Schweigend zog sie die Hand aus dem Kaninchenfellmuff, ergriff Oscars Hand, drückte sie und hielt sie fest. Jetzt verblieben nur noch wenige Minuten des alten Jahres, und Nikolaus Bergendahl bestieg mit einer Fackel ein Podium. Die Menschenmenge verstummte, Olga und Oscar standen Hand in Hand im Publikum. Um Bergendahl herum flackerten Fackeln auf hohen Stangen, und sein Atem bildete weiße Wolken.

»Er wird etwas von dem britischen Lyriker Alfred Tennyson lesen«, flüsterte Oscar seiner Mutter zu. »Das ist neu dieses Jahr, ich denke, es wird dir gefallen.«

Dann hallte Bergendahls klare Stimme über die Menschen hinweg.

*Läutet, wilde Glocken, in den wilden Himmel,
die fliegende Wolke, das frostige Licht:
Das Jahr stirbt in der Nacht;
läutet, wilde Glocken, und lasst es sterben.*

Hildur

»Wozu soll das gut sein?«

Johan Emil Berggren sah seine älteste Tochter Hildur an. Auf die einzige Kommode im Zimmer hatte sie eine mit Wasser und Steinen gefüllte Porzellankanne gestellt und einen kleinen Tannenbaum hineingesteckt, der zwar frisch duftete, dessen grüne Nadeln allerdings auf das Tischtuch fielen, sobald jemand sie berührte. Manche Zweige waren schon vollkommen kahl.

»Den habe ich auf dem Markt bekommen, sie wollten ihn wegwerfen«, erklärte Hildur stolz und rückte den kargen Baum zu recht. »Die werden normalerweise vor Weihnachten verkauft, an Heiligabend stellt man sie auf und schmückt sie. Die, die jetzt noch da waren, sollten verbrannt werden. Sieh doch, wie hübsch das aussieht.«

Sie befestigte ein Stück Garn an dem Stängel eines kleinen roten Apfels, der zwar bereits ein wenig angestoßen war, den sie aber ebenfalls von dem netten Händler auf dem Adolf Fredriks Torg geschenkt bekommen hatte. Als sie den Apfel aufhängte, bog sich der Zweig unter seinem Gewicht, sodass sie ihn versetzte.

Rund um den Klapp Tisch saßen ihre kleinen Geschwister, in ihre Aufgaben vertieft. Sie hatte ihnen kleine rechteckige Stücke

Krepppapier gegeben, aus denen sie Sterne für das Bäumchen basteln sollten.

»Nein, nein, Anna, nicht zerknicken«, ermahnte sie die sechsjährige Schwester, bevor diese das Papier zerstört hatte. »Schön ordentlich falten, sieh mal. So.«

Hildur befestigte die fertigen Sterne an einem dünnen Faden und hängte sie in den Baum, wobei jedes Mal weitere Nadeln auf das Tischtuch fielen. Jetzt war ihr klar, warum der Händler ihr diesen kleinen Baum geschenkt hatte. Er war wirklich nicht viel mehr als trockenes Reisig.

»Schau, wie schön das wird«, sagte sie zu ihrem Vater, der erst liebevoll seine Tochter und dann den Baum betrachtete. Johan Emil sagte zunächst nichts, aber dann zog er Hildur lachend an sich.

»Mein verrücktes Mädchen, was du dir immer ausdenkst. Und der steht jetzt einfach so hier herum?«

»Feine Leute stecken noch Kerzen daran und zünden sie an, dann leuchtet der ganze Baum!«, rief der achtjährige Erik neunknallig.

»Tja, mein Junge. Feuer darf nicht einmal in die Nähe von diesem Bäumchen hier kommen, das ist trocken wie Zunder«, entgegnete Johan Emil und schob demonstrativ die einzige Lichtquelle des Raumes beiseite, eine Petroleumlampe, die ohnehin schon weit weg vom Baum stand. Die Angst vor einem Brand war tief in ihm verwurzelt, denn von Kindesbeinen an hatte er Geschichten über das große Feuer gehört, das Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einen großen Teil von Södermalm zerstört hatte. Und erst vor acht Jahren hatte ein verheerender Brand fast die gesamte Stadt Sundsvall verschlungen. Jetzt wohnten sie zwar in einem Steinhaus, das als feuerfest galt, aber man konnte nicht vorsichtig

genug sein. Eine enge Wohnung voller Kinder, Kleider und Holzmöbel konnte in wenigen Sekunden ausbrennen.

»Ich werfe ihn morgen in den Kamin, Vater«, versprach Hildur. »Aber ich dachte, es wäre schön, das neue Jahr ein bisschen zu begrüßen. Es kostet uns schließlich nichts.«

»Und wer darf den Apfel essen?«, fragte ihre jüngere Schwester Anna, die aufgestanden war und mit ihren kleinen Fingern gefährlich nahe am Baum herumwedelte.

»Den musst du mit deinen Geschwistern teilen«, sagte Hildur und tippte Anna neckend auf die Nasenspitze.

»Aber dann bleibt ja fast nichts übrig!«, beschwerte sich Anna und blickte wütend ihre Geschwister an, die sich um den runden Tisch drängten.

Sie wohnten zu siebt in dem kleinen Pfortnerhäuschen, das aus einem Zimmer und Küche bestand, und waren es gewohnt, dass das meiste zwischen vielen Mäulern aufgeteilt werden musste und man niemals genug bekam. Aber Hildur selbst konnte verzichten, auch wenn die Vorstellung, in einen Apfelschnitt zu beißen, verlockend war. Und das Kleinste, das schlafend in der obersten Kommodenschublade lag, brauchte natürlich auch keinen Apfel.

Hildur betrachtete ihr jüngstes Geschwisterchen, Elvira. Es war erst sechs Monate alt und schon mutterlos. Und noch dazu ohne seinen Zwilling, mit dem es sich neun Monate lang den Platz im Bauch ihrer Mutter geteilt hatte. Hildur traten Tränen in die Augen. Diese Weihnachtszeit war für sie alle schwer gewesen, aber vielleicht am schwersten für ihren Vater. Am ersten Advent hatte Johan Emil seine Frau und Emilie, Elviras Zwillingsschwester, beleidigen müssen. Im Herbst war die Tuberkulose wie ein unbarmherziger Sturm über die Familie hinweggefegt und hatte sowohl das Kleine in seinen ersten Lebensmonaten als auch Maria Jo-

hanna, seine Mutter, die von der Niederkunft noch geschwächt gewesen war, dahingerafft. Dass die kleine Elvira überlebte, war nichts weniger als ein Wunder, auch wenn Hildur nicht entgangen war, dass ihr Vater seine jüngste Tochter gar nicht richtig wahrnahm. Die Trauer um Maria Johanna und Emilie schien so stark zu sein, dass er für das überlebende Mädchen wenig Zärtlichkeit übrig hatte.

Hildur legte eine Hand auf die gerötete Wange des Säuglings. Es war warm in der Stube, Hildur lockerte daher den Knoten des Mützens, das das kleine Mädchen trug. Ach, meine liebe Kleine, dachte Hildur. Du kannst nichts dafür, dass du überlebt hast. Es ist nicht deine Schuld, dass es unserem Vater so schwer ums Herz ist, dass er dir seine Liebe und Hingabe nicht zeigen kann.

Aber das kommt noch, dachte Hildur und zog die Decke um das Kind zurecht. Nächstes Jahr wird es besser, du wirst schon sehen. Hauptsache, du überlebst den Winter.

»Sieh mal!«, rief ihr kleiner Bruder Erik und hielt stolz einen zerknüllten Papierball hoch, der einen Stern darstellen sollte.

Nur Hildur und der Vater schafften es, bis Schlag zwölf wach zu bleiben. Schweigend saßen sie beim Schein der Petroleumlampe zusammen und blickten auf die Standuhr in der Zimmerecke. Auf der Küchenbank schliefen Erik und Anna Kopf an Fuß mit dem großen Bruder Gustaf. Elvira lag in ihrer Schublade, und Anton, der älteste Sohn, auf dem Fußboden. Er war fünfzehn und hatte wirklich versucht, wach zu bleiben, doch er hatte den ganzen Tag gearbeitet und war wie üblich schon um zehn Uhr vollkommen erschöpft gewesen.

Das rhythmische Ticken der Uhr zählte, Minute für Minute, das Jahr herunter, bis es dumpf zwölf Uhr schlug. Vom Innenhof

drang lautes Hupen herein, gefolgt von Gelächter und Gesang. Aus der Ferne vernahmen sie außerdem den gedämpften Glockenschlag der Maria-Magdalena-Kirche.

Ja. Jetzt begann also ein neues Jahr. Hildur und ihr Vater sahen einander an, Emil Johan lächelte schwach.

»Tja, dann gutes neues Jahr, mein Mädchen.« Er griff nach ihrer Hand. »Ich weiß nicht, was ich ohne dich machen würde.«

»Danke, Vater«, flüsterte sie und lächelte zurück. »Es wird schon alles werden. Elvira geht es gut, uns anderen auch, und der Rest wird sich finden.«

»Ja, das muss es wohl.« Johan Emil seufzte und stand auf. »Ich ... haue mich jetzt mal aufs Ohr.«

Hildur nickte und streckte sich nach dem Nähkorb. Sie sollte mehrere Mieder für Frau Creutz ausbessern oder ändern und traute sich nicht, die wertvollen Kleidungsstücke herauszuholen, wenn die kleinen Geschwister in dem engen Raum herumsprangen.

»Ich arbeite noch ein bisschen«, sagte sie zu ihrem Vater, als dieser sich neben Anton auf die Matratze legte. Kurz darauf hörte sie ihn schnarchen und vertiefte sich in ihre Arbeit.

In den Miedersaum war ein Etikett des berühmten Modehauses Augusta Lundin eingenäht. Es war ein schönes, zu einem Abendkleid gehörendes Oberteil aus blauem Samt, eine exquisite Handarbeit. Der tiefe Ausschnitt war mit Brüsseler Spitze verziert, und an der Innenseite sah man die kunstvoll angebrachten Paspelbänder mit den stützenden Metallfedern. Sie sorgten für die feste, schöne Form des Korsetts, und es war eine heikle Aufgabe, ein maßgeschneidertes Kleidungsstück umzunähen.

Alles, was Hildur über Nähen und Handarbeit wusste, hatte sie von ihrer Mutter Ellen gelernt. Wie immer durchfuhr sie ein sehn-

süchtiger Schmerz, wenn sie an ihre Mutter dachte. Hildur blickte zum Vater, der mit offenem Mund auf dem Boden lag, die Hände auf der Brust, und mit Anton um die Wette schnarchte. Sein Gesicht war bereits faltig, und seine Haare wurden allmählich grau. Er wurde in diesem Jahr vierzig und war gerade zum zweiten Mal Witwer geworden. Ellen war vor über zehn Jahren gestorben, und obwohl Hildur jedes Mal an ihre Mutter dachte, wenn sie einen Faden durch ein Nadelöhr zog oder eine Öse festnähte, konnte sie sich nicht mehr an ihre Stimme erinnern. Manchmal glaubte sie noch zu wissen, dass ihre Mutter leise und melodisch gesprochen hatte, aber sie war sich nicht mehr sicher. Johan Emil besaß ein Medaillon mit einer kleinen Fotografie von Ellen, und ganz unten in ihrem Nähkästchen bewahrte Hildur ein Taschentuch auf, das sie nie waschen wollte, weil es immer noch schwach wahrnehmbar den Duft ihrer Mutter trug.

Hildur blinzelte und zog die Petroleumlampe näher zu sich heran. Sie war müde, musste das Mieder aber fertigstellen. Frau Creutz besaß wie die meisten vornehmen Damen viele Kleider, bestehend aus Röcken und mehreren verschiedenen Miedern. Das blaue Samtmieder, an dem Hildur jetzt saß, war für festliche Gelegenheiten gedacht und gehörte zu einem langen Rock aus dem gleichen schweren, schönen Stoff, der sich aber auch mit anderen Oberteilen kombinieren ließ.

Im nächsten Augenblick stach sich Hildur mit der Nadel tief in die Kuppe des Mittelfingers und zog erschrocken den Finger zurück. Auf keinen Fall wollte sie einen Blutfleck auf dem Stoff hinterlassen, und wäre er noch so klein. Sie steckte sich den Finger in den Mund und saugte daran, bis er nicht mehr blutete. Ihre Augen waren müde, sie gähnte herzhaft. Frau Creutz wollte ihr Abendkleid unbedingt bis zu den Knut-Bällen im Januar ha-

ben, aber Hildur war so müde, dass sie Angst hatte, einen Fehler zu machen.

Schließlich legte sie das Mieder beiseite und stand auf. Sie streckte die Arme über den Kopf Richtung Decke, um ihren steifen Nacken zu lockern. Das Pförtnerhaus war zwar eng, aber hatte hohe Decken und große Fenster, die viel Tageslicht hereinließen. Hildur sollte lieber morgen frühzeitig aufstehen und das Kleid dann fertig nähen, aber das war nicht so einfach, wenn die Geschwister am Tisch saßen und ihren Haferschleim verkleckerten und alles mit ihren dreckigen kleinen Fingern anfassten.

Sie verspürte ein dringendes Bedürfnis und beschloss, zu den Toiletten im Innenhof zu gehen. Normalerweise vermied sie es, allein nach draußen zu gehen, außerdem war es schneidend kalt. Aber vielleicht würde die Kälte sie ein wenig munter machen, so dass sie noch eine Stunde weiterarbeiten könnte.

Hildur zündete eine Kerze an und machte die Petroleumlampe aus. Dann legte sie sich einen dicken Schal um und stieg, so leise sie konnte, über ihren Vater und Anton auf der Matratze. Als sie auf die Treppe hinaustrat, hörte sie Grölen und Stimmen von der Krukmakargatan, wo eine Gruppe junger Männer vorbeizog. Sie sah gerade noch ihre schwarzen Rockschoße und Zylinder, bevor sie wieder verschwunden waren. Hildur wandte sich nach links und drückte das Tor zum Hof auf. Kalter Wind blies ihr unter die Röcke, Neuschnee lag weiß auf den Hausdächern und dem frostigen Boden. Sie ging ganz vorsichtig, um nicht auf dem Eis auszurutschen, das sich verräterisch unter dem Schnee verstecken konnte, und zitterte vor Kälte. Jetzt würde sie auf jeden Fall wieder wach werden.

Auf dem Hof war es dunkel, und auch wenn Hildur die meisten Ecken und Winkel hier draußen kannte, machten ihr die fins-

teren Schatten Angst. Verstohlen blickte sie zu den Karren, Fässern und Hackklötzen hinüber und hob ihre Kerze, in deren Schein sie eingetrocknetes Blut auf einem der Klötze erkannte, wo ein Huhn kürzlich seinen Kopf verloren hatte. Die Axt steckte noch tief im Holz. Der Innenhof wurde von zahlreichen kleinen Gebäuden gesäumt. Holzschuppen, Ställe, Hütten lehnten sich schief und baufällig aneinander, zwischen ihnen war es eng und schmutzig, nur der nächtliche Schnee bedeckte sie mit einer gewissen Schönheit. Durch die Kälte war der Geruch von den Latrinen nicht ganz so durchdringend wie in der warmen Jahreszeit, in der oftmals ein quälender Gestank über dem Hof lag. Eine der Holztüren schlug im Wind auf und zu, denn jemand hatte vergessen, den Riegel vorzuschieben.

Hildur schauderte unwillkürlich, und sie bereute, dass sie sich nicht einfach in der warmen Stube auf den Nachtopf gesetzt hatte. Was hatte sie hier draußen mitten in der Nacht verloren?

Vorsichtig öffnete sie eine Tür, fürchtete, dass dort jemand im Dunklen sitzen und sich auf sie stürzen könnte. Doch es war leer, und sie schob rasch den Riegel zu, bevor sie ihre Röcke hob. Das Holz der Toilette fühlte sich an ihrem bloßen Hintern eisig kalt an, und aus dem dunklen Loch stieg der Gestank von Extremen-ten auf. So schnell sie konnte, erledigte sie ihr Geschäft, sie wollte einfach nur zurück in die häusliche Wärme und Geborgenheit.

Als sie fertig war und die Tür hinter sich zuzog, glaubte sie eine Stimme zu hören. Sie blieb stehen, ihr Puls beschleunigte sich.

Oder war es nur der Wind gewesen? Sie blickte zu ihrem Treppenaufgang hinüber, aber da hörte sie den Laut erneut. Es klang wie das Wimmern einer Frau. Oder eines Tieres? Katzen veranstalteten manchmal einen Heidenlärm in der Nacht.

Das Wimmern wurde lauter, dann erstarb es ganz plötzlich, als

sei der Person die Luft ausgegangen. Hildur schauderte und sah sich um. Um diese Zeit war niemand hier draußen. Sollte sie einfach wieder ins Haus zurückgehen? Es könnte ein Betrunkener sein, jemand, der sich an einer Hauswand übergab. Oder eben eine Katze.

Aber Hildur war sich ziemlich sicher, dass es etwas anderes war.

Sie musste nachsehen.

Sie bog um ein Holzhaus, in dem mehrere Familien samt diversen Untermietern wohnten und das im Dunkeln lag. Das einzige Licht auf dem Hof stammte von der Kerze in ihrer Hand und vom Mond, der durch die Wolken schien.

Hildur schaute zum Pavillon hinüber, der in einer Ecke weiter hinten auf dem Hof stand. Es hieß, er habe dem Wissenschaftler Emanuel Swedenborg gehört und stünde schon seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dort, als Swedenborg hier einen großen Hof mit prachtvollem Garten besessen habe. Nun war er marode und verlassen, die Bretter halb verrottet und die Fenster zugenagelt. Normalerweise machte sie immer einen Bogen um das verlassene Lusthaus, das sie unheimlich fand, ohne genau sagen zu können, warum.

Aber dort, auf dem Boden vor dem Pavillon, lag etwas. Hildur zögerte, dann ging sie einige Schritte näher. Es sah aus wie ein Bündel oder Kleiderhaufen.

Oder ein Mensch?

»Hallo ...?«

Ihre Stimme klang kraftlos in der Stille der Nacht, und ihr wurde bewusst, wie allein sie hier draußen war.

Um besser sehen zu können, hob Hildur die Kerze, deren schwaches Licht auf eine Gestalt am Boden fiel. Auf dem ansons-

ten schlammigen Innenhof lag weißer, frisch gefallener Schnee, dessen frostige Eiskristalle im Mondschein funkelten.

Doch Hildur sah vor allem Rot, überall Rot. Und die junge Frau. Sie lag auf dem Rücken, die Arme zur Seite ausgestreckt, das Gesicht bleich. Ihre Augen glänzten noch, jedoch nicht vor Leben, sondern von den Schneeflocken, die auf sie niederfielen. Und um sie herum ... So viel Blut. Hildur schrie laut auf.

Fredrika

Die Hauptstadt sah überhaupt nicht so aus, wie sie es sich vorgestellt hatte, mit geraden Straßen, Häusern, die bis in den Himmel ragten, und Tausenden von Menschen. Stattdessen sah alles unfertig aus. Hier und da stachen tatsächlich Gebäude mit vier oder fünf Stockwerken hervor, aber sie standen einsam und verloren neben alten Holzhütten und niedrigen Steinhäusern mit schiefen Fenstern und abgeblättertem Putz. Auch der eine oder andere Kirchturm war zu sehen, und über den Dächern und Straßen erstreckte sich ein Wirrwarr aus Telefonleitungen und Kabeln. Spektakulär war es, aber sie wusste nicht so recht, ob sie es auch so schön fand, wie alle behaupteten.

Im düsteren Licht des Morgens wirkte das meiste schmutzig und unordentlich. Die wenigen Menschen, die am Morgen nach den Silvesterfeierlichkeiten unterwegs waren, kämpften dick angezogen und vornübergebeugt gegen den wirbelnden Schnee an. Die Leute sahen kaum wie echte Menschen aus, eher wie kleine Wühlmäuse, die aus ihren Löchern gekrochen waren und auf dem Kopfsteinpflaster vorübereilten.

Fredrika Nilsdotter hatte fast vierundzwanzig Stunden Verspätung, als sie am ersten Tag des Jahres kurz nach zehn Uhr morgens endlich am Hauptbahnhof von Stockholm ankam. Sie war

erschöpft, nachdem sie die Silvesternacht in einer Ecke des Bahnhofs von Uppsala verbracht und auf einen Zug Richtung Süden gewartet hatte, der nie kam. Bei Tierp waren die Schienen gefroren, sodass der Zug aus Gävle hatte anhalten müssen. Fredrika Nilsson hatte versucht, an ihr Gepäck gelehnt, ein paar Stunden zu schlafen, war aber wieder wach geworden, als zwei Jungen mit schmutzigen Gesichtern und hungrigen Blicken kurz nach Mitternacht um sie herumgeschlichen waren. Sie hatte jedem ein Stück Brot gegeben, in der Hoffnung, in Ruhe gelassen zu werden, doch stattdessen hatte sie die halbe Nacht ihre bettelnden Augen und ausgestreckten Hände ertragen müssen.

Sie war so müde, dass ihr ganzer Körper kribbelte, als sie zu dem Gleis ging, wo der Anschlusszug zum Stockholmer Südbahnhof abfuhr. Sie hatte genaue Anweisungen erhalten, sich nicht suchend umzuschauen und keine Fremden um Hilfe zu bitten, sondern den Anschein zu machen, als wisse sie, wohin sie wolle. Wenn man ihr ansah, dass sie neu in der Stadt war, wäre sie eine leichte Beute für Diebe und Gauner, die wussten, wie man ein junges Mädchen vom Lande übers Ohr haute, bevor dieses auch nur einen Fuß nach Stockholm gesetzt hatte.

Das Problem war nur, dass Fredrika weder wusste, wohin sie gehen sollte, noch, ob die Fahrkarte, die sie in Uppsala gekauft hatte, auch für den Zug nach Södermalm galt. Sie entdeckte einen jungen Mann mit wachem Blick und Studentenmütze mit schwarzem Lederschirm. Vielleicht war er ein Student aus Uppsala und ebenfalls mit dem Zug gekommen.

Fredrika räusperte sich.

»Entschuldigen Sie, mein Herr. Der Zug zum Südbahnhof ... Fährt er wie immer von Gleis ...?«

Sie hoffte, hochnäsig genug zu klingen.

»Ein Fräulein aus Uppland zu Besuch in der Großstadt, nein, so etwas«, erwiderte der Mann grinsend, wobei in seinem vorher so offenen Blick ein dunkles Funkeln zu sehen war. »Zum ersten Mal in der Stadt?«

Er hatte einen dünnen Schnurrbart, der nicht ganz sauber war, und eingetrockneten Tabak in den Mundwinkeln.

Fredrika sah sich besorgt um. Zwei Frauen liefen untergehakt an ihr vorbei und warfen ihr einen Blick zu, der deutlich sagte, dass eine junge Frau ohne Begleitung keinen unbekannten Mann ansprechen sollte. Dann helfte mir doch, dachte sie verzweifelt, aber die beiden Frauen waren bereits weitergegangen. Sie sah nur ihre ausladenden Hüte und die langen Röcke, die sich hinter ihnen bauschten. Fredrika presste ihre schwere Tasche an sich und zwang sich, den jungen Mann anzuschauen.

»Wenn Sie mir freundlicherweise zeigen könnten, wo der Anschlusszug abfährt.«

Sie steckte die Hand in ihre kleine Handtasche und zog eine Münze heraus. »Bitte«, fügte sie hinzu und lächelte angespannt, als sie die Münze in die schmutzige Hand des jungen Mannes drückte. Sie dachte, wenn sie ihn eher herablassend behandelte als bittend, würde er vielleicht tun, was sie wollte.

Er nickte ihr kurz zu und signalisierte dann mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen.

Fünfzehn Minuten später saß sie im Zug, der jetzt über eine Brücke Richtung Södermalm, dem südlichen Teil der Hauptstadt, rollte. Als sie aus dem Fenster schaute, brachen endlich die ersten Sonnenstrahlen durch die dichte Wolkendecke, und das Wasser des Riddarfjärden begann zu glitzern. Noch war der Mälaren hier nicht komplett zugefroren, und der Wind zauberte weiße Schaumkronen auf die Wellen. Am Kai schaukelten fest-

gezurrte Boote mit gerefften Segeln, die aussahen, als wollten sie sich losreißen. Die Sonnenstrahlen fielen wie leuchtende Pfeiler durch die Wolken und bildeten ein liches Tor zwischen Himmel und Erde.

Es sah aus, als ob das Himmelsreich seine Tür geöffnet und Gott selbst entschieden hätte, dass Fredrika ihre neue Heimat in diesem schmeichelhaften Morgenlicht sehen sollte. Es wirkte geradezu betörend.

Auf den steilen Klippen von Södermalm reihten sich pastellfarbene Häuser aneinander, kletterten den Berg hinauf und umringten den Södermalmstorg. Überall ragten schwarze Schornsteine empor, und vereinzelt glänzten Fenster im Morgenlicht. Södermalm sah aus der Ferne wie eine Miniaturstadt aus, wie eine hübsche Kulisse, einerseits unwirklich, andererseits so lebendig.

Der Zug rumpelte an Riddarholmen vorbei, wo sich imposante Amtsgebäude hoch über die Gleise erhoben, und zwischen ihnen ragte ein schwarzer, durchbrochener Kirchturm hervor. Das musste die Riddarholmskyrka sein. Im nächsten Moment donnerte der Zug in den Tunnel unter Brunnsbacken hindurch, und es wurde dunkel.

Mit aufgeregt klopfendem Herzen verließ Fredrika Nilsdotter kurze Zeit später den Südbahnhof und trat hinaus an die frische Luft, wo ihr klar wurde, dass niemand sie abholen würde. Sie hatte mit ihrem Onkel Hermann per Brief vereinbart, dass sie am Nachmittag des Silvestertages ankommen würde, und jetzt war sie fast einen ganzen Tag verspätet. Vielleicht machten sie sich bereits Sorgen um sie, aber jetzt war sie jedenfalls bald da.

Sie tastete in ihrer Handtasche nach dem Zettel mit der Adresse des Onkels und einer Münze. Noch einmal nahm sie ihren Mut zusammen und ging auf eine Droschke zu. Inzwischen war sie von

all den Eindrücken so müde, dass sie Sorge hatte, ihr würden die Augen zufallen, sobald sie sich setzte.

»Ich muss in die Krukmakargatan«, sagte sie, als sie in die offene Droschke stieg, und bat den Kutscher dann, sie zu wecken, falls sie einschlafen sollte.

»Will das Fräulein auf der kurzen Fahrt tatsächlich schlafen?«, sagte der Kutscher lachend und band die Kappe fest, die er auf dem Kopf trug. Sein Bart war voll kleiner Eisklumpen, die in den Stoppeln hingen, aber die Kälte schien ihm nicht nennenswert zuzusetzen.

Fredrika sah ein, dass sie gerade ihre vollkommene Unkenntnis von Stockholm verraten hatte, und bat rasch darum, den Fahrpreis im Voraus zu erfahren. Der Kutscher klappte das Verdeck über ihren Kopf.

»Es soll noch weiterschneien, vielleicht wird das Fräulein zum Schneemann, während es schläft.« Der Kutscher lachte wieder. Sie zog ihre Tasche näher zu sich heran und beugte sich hinaus, um zu kontrollieren, ob ihr Koffer an der Rückseite der Kutsche wirklich festgespannt war.

Aber natürlich schlief sie auf der kurzen Fahrt nicht. Das Kribbeln in ihrem Körper rührte vielleicht nicht so sehr von ihrer Müdigkeit her als von Anspannung und Nervosität.

Inzwischen war der Himmel wieder grau, Schnee wirbelte durch die Luft, legte sich auf die Straßen und Häuser, an denen sie vorüberfuhren. Die Aufschrift an einem niedrigen Holzgebäude mit Ziegeldach verkündete, dass sich hier ein Café befand, in dem Bier und Porter ausgeschenkt wurden.

Allmählich erwachte die Stadt an diesem Neujahrsmorgen zum Leben. Vor dem Café stand ein Pferdekarren, von dem ein junger Bursche Kisten mit Bierflaschen lud, die klirrten, als er über eine

Schneewehe stieg. Zwei schwarz gekleidete Damen gingen Seite an Seite an A. Mellströms Blumengeschäft vorbei, aus dem ein Mädchen in Schürze und Haube mit einem prächtigen Gesteck trat, das es einem wartenden Botenjungen überreichte. Das Gesteck bestand aus leuchtend roten Tulpen, Weidenzweigen und grün schimmernden Farnblättern. Behutsam wickelte das Mädchen es zum Schutz in Sackleinen. So schöne Blumen hatte Fredrika noch nie gesehen, und das mitten im Winter!

Die Droschke fuhr einen steilen Hang hinab und bog dann links in die Hornsgatan ein. Fredrika wurde durch ein Klingeln aus ihren Gedanken gerissen, und in der nächsten Sekunde ratterte eine Straßenbahn direkt neben der Kutsche vorbei. Überrascht ließ Fredrika ihre Tasche zu Boden fallen. Die Bahn war voller Menschen und von einer Dampf Wolke umgeben, die fast wie Watte aussah. Einige Herren in Hüten und Mänteln mit hochgeschlagenem Kragen standen draußen neben dem Fahrer, der eine große Brille trug und vollkommen mit Schnee bedeckt war. In der Dampfstraßenbahn sah man hinter den beschlagenen Fenstern Damen sitzen, deren Hüte, Hochsteckfrisuren und Kleider Fredrika den Atem raubten. Sie zog ihr warmes, aber zerschlissenes Cape zurecht und ahnte, dass sie damit lächerlich aussah.

Sie würde an ihrer Garderobe arbeiten müssen, wenn sie wie eine richtige Stockholmerin auf die Straße gehen wollte, wusste aber nicht recht, wie sie sich das leisten sollte. Mit einem Lohn konnte sie nicht rechnen, nur einem Dach über dem Kopf und Essen.

Fredrika war auf dem Weg zu ihrem Onkel Herman Kempe, um bei ihm als Gesellschafterin der Familie zu leben. Hermans Frau Ottilia hatte sie erst einmal getroffen, nämlich als ihr Vater vor zwei Jahren beigesetzt wurde. Allerdings sollte Fredrika nicht